

Das Sonntagsblatt.

Nro. 108.

Sonntag den 22. Januar 1809.

Ein Gespräch

über

Madame Hendel.

Der Graf. Sie haben die berühmte Schauspielerinn vom Berliner Theater gesehen?

Der Baron. Madame Hendel? O ja, als Phädra und als Margarethe in den Haufgesolzen.

Graf. Ich bin neugierig, Ihre Meinung zu erfahren.

Baron. Sie sind sehr offenherzig.

Graf. Offenherzig? Wie verstehen Sie das?

Baron. Wenn ein Mann von Geschmack und Urtheil, über eine Sache, von welcher er selbst unterrichtet ist, sich um die Meinung eines andern bekümmert: so ist er gewöhnlich mit seiner eigenen noch nicht fertig. Dieß zu verstehen ist offenherzig.

Graf. Ich kann mit mir selbst im Klaren seyn, und doch wünschen zu wissen, ob mein Urtheil mit dem Ihrigen übereinstimmt.

Baron. Und wenn wir nicht einig sind, wer soll zwischen uns entscheiden?

Graf. Der Geschmack und die Grundsätze, nach welchen ein Schauspieler beurtheilt werden soll.

Baron. Wollen Sie es so streng nehmen?

Graf. Warum nicht? Wer hätte dabey zu wagen?

Baron. Sie, oder Madame Hendel.

Graf. Ich? Wissen Sie denn, was ich von ihr denke?

Baron. So ziemlich. Sie glauben, man könnte viel von ihr lernen; ihre mahlerischen oder vielmehr plastischen Stellungen gefallen Ihnen; Sie erkennen in ihrem Spiel Ueberlegung, Absicht und Erhebung zur tragischen Würde; Sie halten sie für eine liebenswürdige, interessante Frau; Sie — —

Graf. Ehe Sie weiter fortfahren, erlauben Sie mir zu fragen, wer Ihnen so viel von meiner Meinung mitgetheilt hat? Sie wissen beynabe mehr davon als ich selbst.

Baron. Ich weiß alles unmittelbar von Ihnen.

Graf. Von mir?

Baron. Von Ihnen. Ehe Sie ein Wort sprachen, giengen Sie pathetisch, wie auf dem Kothurn, im Zimmer umher, blieben dann stehen, copierten einige Attitüden der Phädra, drehten sich gleich darauf auf einem Absatz herum, warfen ihr Schnupftuch über den Kopf, wie Madame Hendel den Mantel als sie hinging, „sich auf ewig zu verbergen,“ — nachher zogen Sie Ihr Tuch rasch herab, verdrehten die Arme, ließen sie wieder sinken, besahen Ihre Nägel, wieder wie Madame Hendel vor dem Hippolyt; sie fingen dann an zu seufzen — nach Ihrer eigenen Manier; und kurz, wenn Sie auch nichts gesagt hätten, einem aufmerksamen Beobachter wäre es nicht entgangen, daß Sie in Gedanken mit Madame Hendel beschäftigt waren.

Graf. Sie sind entseßlich scharfsinnig, und erweisen mir ungemein viel Ehre, meine Bewegungen so genau zu beobachten. Wenn Sie der Madame Hendel eine gleiche Aufmerksamkeit geschenkt haben: so darf sie sich eine ausführliche Critik von Ihnen versprechen.

Baron. Die größte Aufmerksamkeit, die man einer schönen Frau erweisen kann, ist,

wenn man die Critik bey ihr vergift, oder wenigstens verschweigt.

Graf. Ersparen Sie sich die Complimente: wir sind unter uns. Also aufrichtig, was haben Sie gegen diese vielbewunderte Dame einzuwenden?

Baron. Wer sagt Ihnen denn, daß ich etwas gegen Sie einzuwenden hätte?

Graf. Ich folge Ihrem Beispiele und schließe aus den Mienen. Ueberdem war die satirische Schilderung meiner Attitüden deutlich genug.

Baron. Bringen Sie mich nicht ins Geschrey, oder ich fange an zu loben.

Graf. Sie drohen, als wäre Ihr Lob etwas fürchtbares.

Baron. Wo man nicht tadeln darf, sollte man auch nicht loben.

Graf. Und warum dürfen Sie nicht?

Baron. Ich habe ein Gelübde gethan, keiner liebenswürdigen, talentvollen Frau zu nahe zu treten; denn, lieber Graf, es ist eine gar figliche Sache um den Ruhm einer bewunderten Künstlerinn. Ein vorlautes Wort, das man gegen sie vorbringt, kann uns in den Ruf der Tadelsucht, der Geschmacklosigkeit,

der Kälte und anderer üblen Eigenschaften bringen.

G r a f. Aber wer soll Sie denn in üblen Ruf bringen? Die Wände haben keine Ohren; und ich werde Sie nicht verrathen.

B a r o n. Ihre Hand darauf, es bleibt alles unter uns, was ich auch sage.

G r a f. Parole d'honneur!

B a r o n. Nun denn, Madame Hendel gefällt mir sehr wohl.

G r a f. Sie sind ein Schalk; ich hätte es voraus sehen können, daß Sie nur Spaß machen.

B a r o n. Ich sehe mit Vergnügen, daß sie einige bisher vernachlässigte Elemente der Schauspielkunst studiert hat; sie ist bey Maltern und Bildhauern in die Schule gegangen, und hat sich sogar mit den Gestalten des classischen Alterthums bekannt gemacht; sie kennt die, über das gewöhnliche Leben erhobene, Sphäre des Trauerspiels, und scheint bisweilen absichtlich eine zu große oder gemeine Natürlichkeit zu vermeiden.

G r a f. Liebster Baron, lassen Sie sich umarmen! Sie sprechen mir aus der Seele.

B a r o n. Frohlocken Sie nicht zu früh! Ueberhaupt lassen wir beyde unsere Seelen aus

dem Spiel, es könnte ihnen dabey nicht ganz wohl werden

Graf. Wie das? Haben Sie es denn nicht redlich mit Ihrem Lobe gemeint?

Baron. O! nicht so redlich, wäre redlicher gewesen.

Graf. Ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll. Erst verschanzen Sie sich hinter allerley Wendungen und Vorsichtigkeiten, nöthigen mir mein Ehrenwort ab, Ihr Geheimniß zu verschweigen, als ob Sie mir eine Staatsfache anvertrauen wollten; dann lassen Sie der guten Frau Gerechtigkeit wiederfahren, und wenn ich mich über Ihr verständiges Urtheil freue: so springen Sie plötzlich wieder ab, und lassen mir nichts als die Bemerkung, daß es Ihnen weder mit dem Lobe noch mit dem Tadel rechter Ernst sey.

Baron. Was soll auch hier der rechte Ernst? Doch weil Sie es einmahl so genau nehmen, so erlauben Sie mir wohl zu fragen: wie denn eigentlich Ihr ernsthaftes, aufrichtiges Urtheil über Madame Hendel lautet?

Graf. Aufrichtig gestanden, ich halte Sie für eine große Künstlerinn; und da Madame Koose einmahl todt ist: so wüßte ich keine deut-

sche Schauspielerinn im tragischen Fache ihr an die Seite, vielweniger über sie zu setzen.

Baron. Sie machen mir Vorwürfe, daß ich mich hinter Wendungen verstecke, und Sie selbst maskiren Ihr Urtheil durch eine Bedingung. Damit werden aber die unbedingten Verehrer der Dame eben so wenig zufrieden seyn, als mit meiner schüchternen Bedenklichkeit.

Graf. Es ist kaum zu ertragen. Warum mischen Sie immer die Meinungen fremder Leute in unser Gespräch? Wie oft soll ich es wiederhohlen: wir sind unter uns, und es kommt darauf an, zu entscheiden, wer von uns beyden Recht hat.

Baron. Das möchte schwer auszumachen seyn; denn, so viel ich weiß, haben weder Sie noch ich eine bestimmte Meinung geäußert.

Graf. Daran sind Sie Schuld: Sie weichen immer aus.

Baron. Soll ich Ihnen unverhohlen die Ursache sagen, warum ich das thue?

Graf. Nun!

Baron. Weil ich überzeugt bin, daß weder für Madame Hendel, noch für das Publikum etwas zu gewinnen ist, wenn wir auch auf ein Haar ausmessen, wie groß ihr Verdienst um die Schauspielkunst seyn könnte. Wir mö-

gen noch so verständig über ihre Vorzüge oder Mängel raisonniren; Niemand in der Welt, oder auch nur in Wien, wird deswegen anders urtheilen als er bereits geurtheilt hat.

Graf. Da haben Sie recht; denn Niemand kann wissen, was Sie mir *sub rosa* anvertrauen.

Baron. Doch, doch, trotz Ihrem Versprechen, ist mir vor Ihrer Indiscretion bange.

Graf. Herr Baron!

Baron. Wir sind unter uns, und wir müssen kalt bleiben. Eben Recht, daß mir das Wort kalt in den Wurf kommt; es wäre in der That sonderbar, wenn wir uns über dem kalten Spiel der Madame Hendel erhitzen wollten. Sie sehen mich an! Nun ja, weil Sie mich denn drängen, meine ehrliche Meinung zu sagen; Madame Hendel verräth Studium, sie berechnet ihre Attitüden, bisweilen auch ihre Declamation; aber es ist eine frostige, oft sogar eine falsche Berechnung, der sie folgt, und darum glaubt ihr der Zuschauer nicht, was sie sagt; seine Seele bleibt kalt wie der Marmor, von dem Sie ihre Stellungen entlehnt hat.

Graf. Es ist etwas Wahres in Ihren Bemerkungen. Gleichwohl thut mir es beynabe Leid, daß ich Sie soweit gebracht habe, sie mir

ohne Schminke und, so zu sagen, etwas derb mit-
zuthellen. Sie verwischen mir ein angenehmes
Bild — mit Ihrem kalten Raisonnement.

Baron. Es war nicht meine Absicht,
Ihnen eine angenehme Täuschung zu rauben,
um so weniger, da wir von der Schauspielkunst
sprechen, wo die Täuschung hingehört; aber ich
gestehe Ihnen, daß ich diese bey Madame Hen-
del nicht gefunden habe: es ist selten Wahrheit
in ihrer noch so künstlichen Darstellung.

Graf. Gerade das Gegentheil. Als Mar-
garethe ist sie nur allzuwahr. So läuft und
bewegt sich zwar eine Bäuerin, wenn sie ver-
liebt ist und fortgeschickt wird, um Korn zu
schneiden; aber ich hätte doch gewünscht, daß
sie, mit Hülfe der Grazien, das Landmädchen
ein wenig idealisirt hätte. So auch in der Phä-
dra, besonders in der letzten Scene. Es ist
zwar sehr glaublich, daß auch eine Königin,
wenn sie Gift getrunken hat, die Fesseln der
Schnürbrust unleidlich findet, und daß eine
Sterbende oder Todte nicht jederzeit die Regeln des
Anstandes beobachtet; aber dieß auf dem Thea-
ter nachahmen, heißt doch, die Wahrheit ein
wenig zu weit treiben. Sie müssen gestehen,
ich bin kein blinder Enthusiast.

Baron. Blind gewiß nicht, ich glaube

vielmehr, daß Sie ganz Auge waren. — Aber wissen Sie wohl, daß Sie eben die schwache Seite der Madame Hendel berührt haben? Bisweilen folgt sie dem Gesetze der Kunst, welches die Natur zu veredeln gebietet, und dann wird sie plötzlich wieder gar zu natürlich. In der Phädra, wo sie die stolze Griechinn oft nur allzu plastisch nahm, versiel sie, ehe man sich versah, in den Conversationston einer artigen, zarten Berlinerinn. Es ist wenig Zusammenhang und keine Folge in ihrem Spiel; die einzelnen gelungenen Momente stehen wie die Spizen an einem gothischen Gebäude hervor; es fehlt die Rundung der schönen, griechischen Form. In der großen Scene mit Hippolyt sprach sie einige Reden mit einer Tiefe des Gefühls, und einer Würde, die jeden Zuschauer über das gewöhnliche Leben erhob, und gleich darauf befah sie ihre Nägel, wie jemand der sich in einer gemeinen Verlegenheit befindet. Madame Hendel hat die Kunst studiert, sie sollte von unsern jungen Schauspielerinnen als ein Muster angesehen werden, welche sich nur zu oft einbilden, mit ein wenig empfindsamer Hausmannskost sey alles gethan. Aber ehe ich, wie Sie, lieber Graf, eine große, vollendete Künstlerinn in ihr erkenne, müßte sie die einzelnen Schönheiten, die ihr nicht abzusprechen

sind, zu einem Ganzen zu verbinden wissen; die Kunst müßte in ihre Natur übergegangen seyn, und die Berechnung der Mittel nicht überall oder doch größtentheils durchblicken; mit einem Worte, sie müßte das Gefühl und den Zustand nicht isolirt, sondern als die harmonischen Töne eines höheren Accords darstellen.

Graf. Ich habe Sie ausreden lassen, und weiß nun wie Sie denken. Ohne entscheiden zu wollen, ob Ihr Urtheil über Madame Hendel gegründet ist, muß ich Ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß Sie wenigstens mich ganz richtig beurtheilt haben. Ich war wirklich noch nicht fertig mit meiner Meinung, als ich Sie um die Ihrige fragte. Vieles, das meiste, was ich von der Künstlerinn sah, hatte mich bezaubert; aber ich ärgerte mich über mich selbst, daß ich ihre großen Vorzüge nicht in ein bestimmtes Bild zusammen fassen konnte. Ich sprach mit jedermann von ihr, und hörte so viel Widerspruch, daß ich nur noch confuser wurde. Jetzt glaube ich mir die Widersprüche, wie meine Unruhe, erklären zu können.

Baron. Glauben Sie aber nicht, daß Sie von Ihrer Unruhe geheilt sind. Eine schöne Attitüde, ein schöner Arm —

Graf. Treiben Sie den Spott nicht zu weit. Seyn Sie vielmehr christlich, und helfen Sie mir

auch andere Leute beruhigen. In der That, Baron, ich glaube, es sind mehrere Theaterfreunde in meinem Fall. Wie wäre es, wenn Sie Ihre Beurtheilung drucken ließen?

Baron. Was fällt Ihnen ein? Ich danke Gott, wenn kein Mensch etwas davon erfährt.

Graf. Sie sind sehr bescheiden. Doch hören Sie meinen Vorschlag. Sie entbinden mich von dem Gelübde der Verschwiegenheit, ich bringe unser Gespräch zu Papier, und schicke es dem Herausgeber des Sonntagsblattes.

Baron. Sonntagsblatt? Was ist das für eine Broschüre?

Graf. Es ist eine Zeitschrift, die hier in Wien erscheint.

Baron. Wird sie viel gelesen?

Graf. Ich vermute,

Baron. Auch von Madame Hendel?

Graf. Schwerlich.

Baron. Nun, dann mögen Sie unsere Unterredung dem Redakteur überschicken. Er mag es beantworten, wenn meine Einfälle nichts werth sind. Doch eine Bedingung muß ich noch hinzufügen.

Graf. Und welche?

Baron. Wenn der geheime Rath von Klein mit mir eine literarische Fehde anfängt: so müssen Sie mein Secundant seyn.

Graf. Wer ist der geheime Rath Klein?

Baron. Ein Mann der im Morgenblatte über alle Leute den Stab bricht, welche sich unterfangen ein Wort gegen Madame Hendel zu sagen. Warten Sie, ich habe das Blatt gerade in der Tasche. Richtig, hören Sie nur: „Wer in die Schönheiten eines hohen poetischen Werkes einzudringen vermag, wer zu anhaltendem Forschen der zauberischen Geheimnisse, die den Sieg der Kunst bewirken, gewöhnt ist, wer von eigenem Geiste gehoben wird, die allseitige Wunderkraft des Genies zu wägen, der kennt die Erfordernisse, um das seelenvolle Spiel großer Künstler zu prüfen und zu würdigen, der wird mit mir einstimmen, daß der Tadel bey solchen Beurtheilungen nie Statt finden darf.“

Graf. Nun, den Herrn geheimen Rath lassen wir einen guten Mann seyn. Er schwebt in den Wolken; wir wandeln auf der Erde. Läßt er sich aber zu uns herab, so wollen wir schon mit ihm fertig werden.

Uebersicht der Almanache.
(Fortsetzung.)

Der historisch-genealogische Ta-
le nder, in Berlin herausgegeben, enthält nur
zwey Aufsätze, die Eroberung Constan-
tinopels im Jahre 1204, von Karl Curths;
und die Zeichensprache der Taubstum-
men, von Eschke. Der letzte Aufsatz von einem
Lehrer der Taubstummen, giebt uns ein kleines
Wörterbuch der Zeichensprache, und zeigt die
Art, wie sich die sinnlichen Vorstellungen bey
diesen Stiefkindern der Natur entwickeln. Der
Verfasser führt an, daß die Taubstummen ihre
Zeichen unsern Worten weit vorziehen, was
leicht zu begreifen ist. Daß aber der gelehrte
Isaac Vossius, und der Abbe Sicard diesen
Vorzug öffentlich behauptet haben, ist so lächer-
lich, daß beyde gar keine Widerlegung verdienen.
Herr Eschke wendet zwar nichts gegen diese ab-
surden Behauptungen ein, ist aber ganz ande-
rer Meinung als diese unüberlegten Lobredner,
denn er setzt sehr richtig den noch ununterrichte-
ten Taubstummen auf die unterste Stufe der
Menschheit, indem er nur Empfindung für den
gegenwärtigen Augenblick hat, nur sehr selten
und dunkel an die Vergangenheit erinnert wird,
und bey dem gänzlichen Mangel an freyer Re-

flexion, auch zu keinem bestimmten Gedanken an eine Zukunft kommen kann.

Die Eroberung Constantinopels ist gut geschrieben, aber für eine Geschichts-Erzählung nicht gründlich und ausführlich genug, und für ein historisches Gemählde zu wenig charakteristisch und darstellend. Nur Dandolo, Doge von Venedig, dieser heldenmüthige Greis, ragt hervor, mehr durch den durchdringenden Glanz seiner Thaten, als durch kunstreiche Composition und Beleuchtung des Verfassers. Auch der Markgraf von Monterrat, und Graf Balduin von Flandern, letzterer nachmahls erster Lateinischer Kaiser, verdienten nicht so oberflächlich behandelt, und mit einigen Beynahmen abgethan zu werden.

Der dießjährige Almanach fürs Theater von Iffland zeichnet sich abermahls durch sehr gehaltreiche, von jedem Schauspieler zu beherzigende Abhandlungen über die Schauspielkunst aus. Nichts ist lesenswürdiger, besonders für die Schüler einer Kunst, als wenn ein Meister seine aus der Tiefe der Erfahrung geschöpften Ansichten und Bemerkungen, gleichsam das Geheimniß, das jeder selbst finden muß, großmüthig zum gemeinen Besten dargibt. Was hier in wenigen Worten klar ausgesprochen wird, ist das Resultat eines vieljährigen mühsamen

Studiums, und nur der fähige Schauspieler kann Nutzen daraus ziehen, der seine eigenen Erfahrungen sorgfältig damit vergleicht, und zu jedem Satz ein Beyspiel sucht, so wie er aus Allem, was er thut und sieht, sich eine Regel erzeugen und festhalten muß. Die Bemerkungen über die dem Scheine nach undankbaren Rollen sind eben so wahr als fein. Den besten Beleg dazu giebt die interessante Durchführung und Beleuchtung der schwierigen Rolle der Herzogin von Friedland, in Schillers Wallenstein. Wie lehrreich ist dieser Aufsatz für Schauspielerinnen, denen es Ernst mit ihrer Kunst ist, und die einen würdigeren Zweck haben, als ihre eigene kleine Person recht vortheilhaft dem Publikum zu zeigen.

Ein Dialog für Gesellschaftstheater von demselben Verfasser, die Einung betitelt, (ein Wort, das nicht das Bürgerrecht erhalten hat, und vermuthlich die Eintracht oder Vereinigung bedeuten soll) ist wohlgemeint, und hat mehr ökonomisches Zeitinteresse als Kunstwerth.

Das Wiener-Taschenbuch, bey Degen verlegt, ist nur wegen seines geschmackvollen Außern, und wegen der artigen, von Hilaire gezeichneten, und von Blaschke gestochenen Kupfer zu loben. Der Text dazu hat den seltsamen Titel: „Historisch mahlri-

sche Reise durch Griechenland.“ Wie man historisch reisen kann, davon haben wir keinen Begriff, es müßte denn der Verfasser dadurch zu verstehen geben wollen, daß er diese ganze Reise blos auf seinem Zimmer, nach den Angaben wirklicher Reisenden, ange stellt habe. Wirklich finden wir hier weder eine bessere noch ausgeführtere Schilderung von den Bewohnern der reizenden Inseln des Archipelagus, als wir sie in der ersten besten Reisebeschreibung antreffen, und von einer lebendigen, durch eigene Ansicht entstandenen Charakteristik ist gar nicht die Rede. Die Sprache ist nicht nur ohne Ausdruck und Pierlichkeit, sondern hier und da sogar fehlerhaft. So sagt der Reisebeschreiber von den Weibern der Insel Kinnoli, „das Blut wäre dort sehr schön,“ und nennt den Wein, der in der Insel Naxia wächst, häßlich, worunter zu verstehen ist, daß er sich nicht weit transportiren läßt. Von der Richtigkeit und Scharfsichtigkeit seiner Bemerkungen geben wir nur folgendes Beyspiel. Der Verfasser führt nämlich ganz ernsthaft von einer großen Kirche in Parochia an, „daß sie auch schön seyn würde, wenn die Marmor- und alten Bruchstücke, aus welchen sie gebauet worden, mit weniger Unwissenheit und mehr Geschmack angewendet

„worden wären.“ Mit demselben Recht könnte man auch sagen, daß diese Reisebeschreibung sehr gut seyn würde, wenn sie mit Geist und Sachkenntniß wäre geschrieben worden.

Das Heidelbergische Taschenbuch, herausgegeben von Schreiber, erscheint vielfach ausgestattet, wie es einem so reichen Museumsgeheimen geziemt, und bringt als Gaben, Blumen und Blätter, wie sie der Himmel oder der Zufall verleiht, aber wenigstens keine Giftpflanzen und Tollwurzeln, die seit einiger Zeit in diesem Himmelsstrich gut fortzukommen scheinen.

Dieser Almanach enthält Alles und Neues, Uebersetzungen, Nachbildungen, und Originalaufsätze, poetische sowohl als prosaische.

Ueber die, aus dem Prometheus des Aeschylus, von Boß dem Jüngern übersetzten Scenen erinnern wir nur, daß man bey Uebersetzungen aus der wohlklingendsten Sprache doch unser Ohr nicht rädern, und dem Sprachgebrauch, der auch den Dichter beherrscht, nicht ohne Noth Gewalt anthun sollte. Die Kernsprache des Aeschylus würde durch Wohlklang gewiß an Macht nichts verlieren, denn rauh und holperig ist darum nicht kräftig. Diese Manier, die Worte in einander zu keilen; ist nicht allein hart, sondern führt zur Undeutlichkeit, so daß eine solche Uebersetzung selbst wieder übersetzt werden muß. Zum Beweis

dieses Tadels dürfen wir nur einzelne Stellen, so wie sie auf jeder Seite vorkommen, anführen, als:

- „D vöblig mir verhaßte Handgewaltigkeit.
 „Des demantnen Keiles trozerfüllten Zahn sogleich
 „Die Brust hindurch ihm hämmre Du stark ange-
 strengt.
 „Dies thun ist Noth mir; weiter nicht gebent so sehr.
 „Auch jenen neu umgürt' ihm unverrückt, auf daß
 „Er lern', an Schlausinn sey vor Zeus er stümper-
 haft.“

Nach den Uebersetzungen müssen wir eines Products aus dem Mittelalter gedenken, nämlich, des naiven und drolligen Gedichts, das weltlich Klosterlein betitelt, das wirklich bekannt gemacht zu werden verdiente.

Unter den eigenen Gedichten, worunter einige Gelegenheitsgedichte sich verlohren haben, verdienen besonders ausgezeichnet zu werden: der Mensch, ferner Hans Sachsens Feyerabend und Tod von Isidorus, das goldene Bließ von Schreiber, und der Blockberg von Blomberg. In Hans Sachsens Feyerabend ist ächte Einfachheit, warme Empfindung, und eigenes dichterisches Vermögen, auch hat die neuere Schule gar keinen Theil daran. Das goldene Bließ ist eine wahre, kräftige Dichtung. Der Mensch

ist zart und doch nicht empfindsam gedacht. Der Blockberg ist eine treffende und witzige, wenn auch nicht ganz glücklich durchgeführte Satire auf das neue Schlaraffenreich der sich selbst bekränzenden Poeten. Es ist einigermaßen tröstlich, daß diese Herren, die selbst keinen Witz haben, doch Andern dazu Anlaß geben.

Unter die curiösen Gedichte gehören zwey russische Lesebilder, die derb genug, und eben nicht sehr verklümmert sind. Das eine davon, ein Hochzeitslied, fängt also an:

„Tanz nur, schön Häschen, tanz,

„Spring, Braut, im Ringeltanz,“

Von den übrigen Gedichten übergehen wir mehrere als zu wenig bedeutend, obgleich sie gemüthlich und leicht versifizirt sind, und gedenken nur einiger, weniger als mittelmäßigen, als: des Begräbnisses von Werneburg, das durchaus hohl und matt ist, der Rose von Gerding, die weder Farbe noch Geruch hat, und folgendes Einngedichts ohne Sinn und ohne Witz:

W e i b e r m a c h t.

„Anmuth zähret Gewalt, drum tanzen doch endlich die Männer.

„Nach dem Pfeifchen der Frau, trillerud wie schön es erklingt.“

Die prosaischen Aufsätze machen eben nicht die glänzende Seite dieses Almanachs aus. War-

um Otto der Schüz, aus einer handschriftlichen Chronik gezogen, hier einen Platz gefunden hat, ist nicht wohl abzusehen, denn weder die Begebenheit noch die Personen floßen Interesse ein. An einem andern Auffas, über die Enthaltsamkeit der römischen Weiber vom Weine, ist nichts merkwürdig, als die Kußprobe, der sie sich nach einem Gesetz des Cato unterwerfen mußten, ein Gesetz, das auch heutzutage viele Anhänger finden würde. Das Wunderhorn, eine Sage, ist, den Berg ausgenommen, der sich auf und zuthut, für ein Wunder nicht wunderbarlich genug und aus dem Horn geht nicht einmahl ein Ton hervor. Die Geschichte des Helden Roland's mit dem liebenden Mädchen läßt den trotzigem, unbezwinglichen Roland so fühlen und sprechen, daß der seelige Siegwart eine Freude darüber gehabt hätte. Der lustige Kampf mit dem Löwen, und dann Diebold Graf von Calw sind ebenfalls kaum zu Lischenbüßern gut genug. Interessant und gut geschrieben ist dagegen, was von einem Ungenannten über die Händesprache gesagt wird. Die Märchen von Schuppius sind unterhalten, wenn auch nicht neue Fabeln. Das beste darin dünkt uns der Spruch: wir bleiben Dir in Gnaden wohlgevozen, an dem die Kage gestorben ist.

Ob Schuppius, wie in einer Note gesagt wird, wigiger sey als Abraham a Santa Clara, lassen wir bis auf weiteren Erweis dahin gestellt seyn.

Die Befehrungs-Epistel vom Verfasser des goldenen Kalbes ist richtig und scharf gedacht, nur gegen das Ende zu grell dargestellt. Freylich führt das Befehrungswesen immer weiter, und hat etwas Gewaltthätiges in sich, wäre es auch nur, daß es den Geist unter das Wort gefangen nimmt; aber im Grunde hat es wenig damit auf sich, denn die heutige Schwärmerey ist ein gemahltes Feuer, das weder wärmt noch brennt. Der Fanatismus entsteht nur, wenn ein großer, von sich aus begeisterter Mann ein rohes, aber kräftiges Volk durch die Uebermacht seines Geistes überwältigt und entzündet. Aber heutzutage ist der Verstand, wenn auch in kleinen Portionen, doch so ziemlich gleich ausgetheilt, und es giebt keine Riesen mehr, aber auch wenig Zwerge. Der Styl in dieser Epistel ist übrigens der schillernde Jeanpaulsirende, der oft Gleichnisse für Beweise und Citaten für wigige Einfälle nimmt.

Noch sind zwey Erzählungen von Herrn Schreiber anzuzeigen übrig, die drey Geliebten, und ein Bruchstück aus einem Tagebuche, Der Verfasser entschuldigt sich

wegen der erstern, daß er, durch körperliche Leiden verhindert, nicht habe die letzte Hand daran legen können. Aber dieser Fehler scheint uns der mindeste zu seyn, denn schon die Zulage in beyden Erzählungen ist matt und unsicher, die Personen gleichen Nebelgestalten, die vor unsern Augen zerfließen, und die Ansicht der Menschen und Dinge ist schief und kränklich sehnfüchtig, wie wir sie schon aus den neuesten Producten zur Genüge erkennen. Das ewige Schildern, wie die Natur auf ein schwaches, getrübtes Gemüth, und auf eine gereizte Phantasie wirkt, ermüdet, ohne uns durch irgend etwas zu entschädigen. Daß der Himmel blau, und die Bäume im Sommer grün sind, ist recht gut, aber diese Bemerkungen geben zu wenig aus. Zur Probe setzen wir einige Strophen aus einem Liede hierher, das die Zuhörer wunderbar ergreifen soll:

„Mit den Wolken hergezogen
 „Bin ich über Meer und Land
 „Aus der Heimath weggeflogen,
 „Wo mein Nest in Blüthen stand.
 „Aber trübe Nebel wallen,
 „Und mein Frühling ist nicht hier,
 „Blätter grünen, Blätter fallen,
 „Und Gespielen fehlen mir.

„Doch ein goldnes Sternlein flimmert
 „Hoch am blauen Himmelsthron,
 „Schönes Sternlein, das dort schimmert,
 „In mein Nestchen schienst Du schon.“

Wir müssen ehrlich gestehen, daß wir uns von dem Nestchen eben nicht wunderbar ergriffen fühlten. Ein feyerlicher Ton und ein schauerliches Dunkel, wobey recht wenig gedacht und gethan wird, ist freylich dazu geeignet, Kinder und Einfältige in eine unheimliche Stimmung zu versetzen; aber soll das Märchen gut seyn, so muß es Klang, Gestalt und so viel Sinn haben, daß jeder sich nach Belieben einen herausnehmen kann. Die drey Mädchen, wovon zwey sterben, weil sie es nicht für erlaubt halten, zu leben, sind so ätherisch und in den Wolken gehalten, daß sterbliche Augen sie kaum ausnehmen können. Wirklich ist es leichter, Engelsköpchen nach seiner Phantasie zu mahlen, als einen einzigen tüchtigen Menschen.

(Die Fortsetzung folgt.)